

# Gelehrter Hausfriedensbruch im Heftformat

Das sonderbare Genre des Sonderdrucks: Was die Sammlungen des Deutschen Literaturarchivs in Marbach über die Kommunikationsformen der Geisteswissenschaften verraten.

Es muss eine Zeit gegeben haben, da so viele Sonderdrucke auf den Schreibtisch von Heinz Schlaffer flatterten, dass er sich gegen diese Publikationsform nur noch mit einer polemischen Glosse zu wehren vermochte. Die Zusendung eines Sonderdrucks sei, so Schlaffer damals, nicht weniger als eine „gelinde Form des Hausfriedensbruchs“. Lange her! Heute käme niemand mehr auf die Idee, in der Versendung von Sonderdrucken einen kaltblütig verübten akademischen Straftatbestand zu sehen.

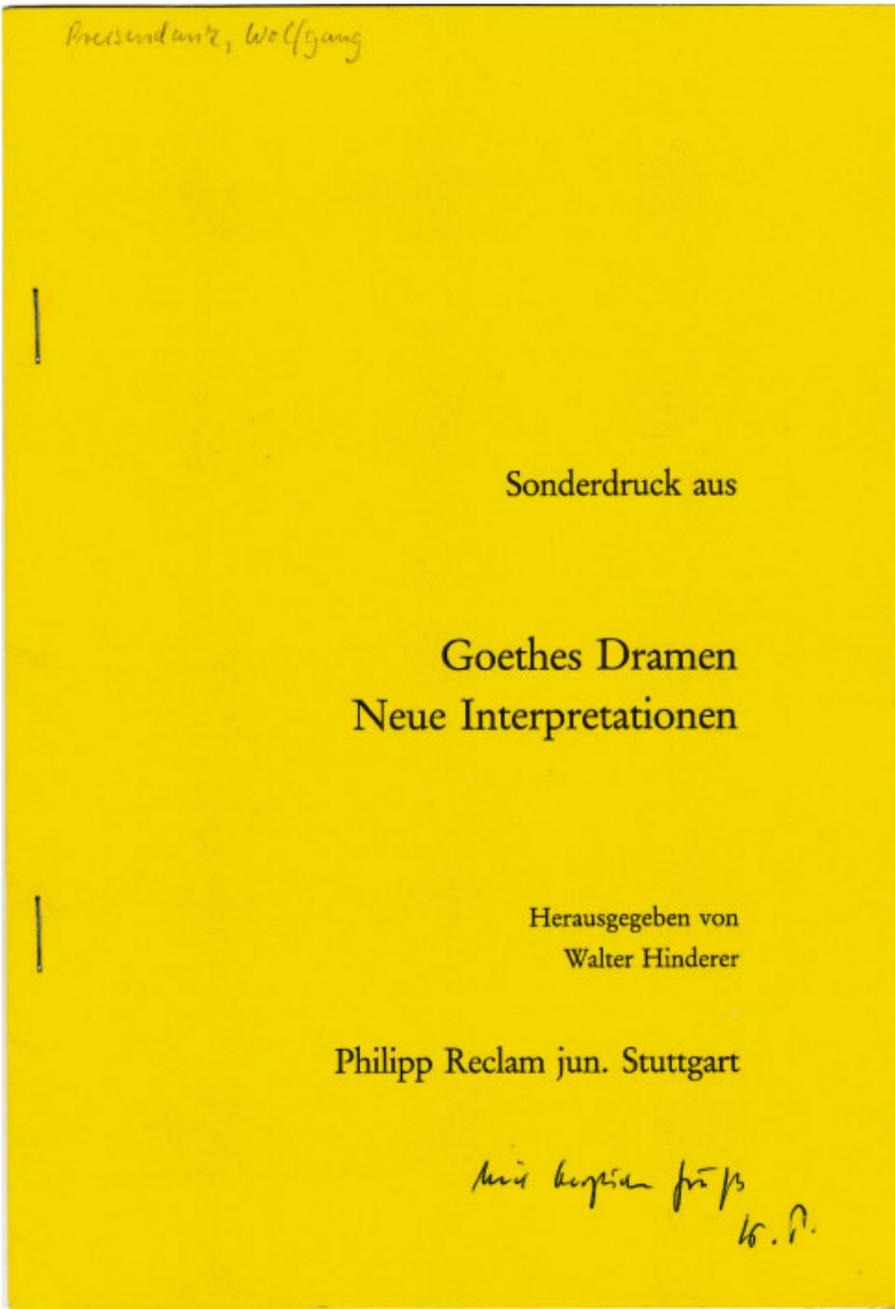
Vielmehr ist der Sonderdruck in den vergangenen Jahren so selten geworden, dass er nachgerade zu einem Objekt heißer geisteswissenschaftlicher Sehnsüchte aufgestiegen ist: Valentin Groebner, Anke te Heesen, Christina Wessely und Michael Wildt haben jüngst sogar eine Schriftenreihe gegründet, die gute Arbeiten von Studenten als ambitioniert gestaltete „Sonderdrucke“ im Selbstverlag veröffentlicht. Zwischen Schlaffers sarkastischen Worten wider den Sonderdruck und seiner Wiederkehr als typographisch hochwertige akademische Auszeichnung liegen gerade einmal fünfzehn Jahre. Den Sonderdruck trifft damit ein Schicksal, das viele andere funktionale Kommunikationsgenres auch schon ereilt hat: sein faktisches Verschwinden geht einher mit einem mehr oder weniger nostalgisch motivierten Ästhetisierungsgewinn.

Die Sonderdrucke, die sich auf Schlaffers Schreibtisch stapelten, waren keine mit Mühe hergestellten Design-Objekte, sondern vielmehr geisteswissenschaftliche Dutzendware. Als solche sind Sonderdrucke seit dem neunzehnten Jahrhundert eine etablierte akademische Gattung, dem hergebrachte Kommunikationsroutinen entsprachen. Wie man sich diese Routinen genau vorstellen muss, lässt sich erschließen, wenn man die im Deutschen Literaturarchiv in Marbach gesammelten Sonderdrucke betrachtet. Marbach sammelt seit längerem Sonderdrucke und Sonderdruck-Sammlungen von Philologen wie Richard Brinkmann, Walter Burkert, Fritz Martini, Jean Starobinski, Erich Trunz und Wilhelm Voßkamp, von Philosophen wie Hans Blumenberg, Hans-Georg Gadamer und Karl Löwith oder von Ideenhistorikern wie Reinhart Koselleck und Dolf Sternberger.

Die Exemplaranzahl hat längst die Marke von 20 000 überschritten; allein das Sonderdruckarchiv des Gräzisten Burkert verzeichnet 7681 Sonderdrucke aus aller Welt. Sichtet man die Sonderdrucke, die Burkert zugeschickt bekam, dann sieht man, dass es sich um ein internationales und interdisziplinäres Phänomen handelt: Man findet deutsche, englische, französische, italienische, spanische oder niederländische Sonderdrucke, die sich alle mehr oder weniger im Äußeren gleichen. Auch lassen sich keine grundlegenden Unterschiede zwischen den Sonderdrucken aus den Philologien, der Geschichte, der Archäologie, der Philosophie, der Theologie, der Soziologie oder auch der Rechtswissenschaft ausmachen. Immer handelt es sich um Artikel, die aus größeren Publikationen wie Lexika, Festschriften, Sammelbänden oder Zeitschriften stammen und einem nun als eigenständige Publikation entgegenzutreten: meist mit einem eigenen Umschlag aus leichter Pappe und einem neuen Titelblatt versehen und von Heftklammern zusammengehalten.

Oft findet sich auf der Titelseite der aufgedruckte Hinweis, dass der Sonderdruck „im Buchhandel nicht erhältlich“ oder „vom Verfasser überreicht“ sei. Das Pendant dieses Hinweises ist im englischen Sprachraum „Reprinted for private circulation“. Der Vermerk deutet darauf hin, dass von Verlagsseite eine gewisse Besorgnis besteht, die unentgeltlich zur Verfügung gestellten Sonderdrucke könnten dem Unternehmen finanziell schaden, wenn ihre Zirkulation nicht reguliert würde. Wie der Wissenschaftshistoriker Alex Csizsar vor einigen Jahren in einer Studie über die Entstehung der modernen naturwissenschaftlichen Zeitschriften herausgearbeitet hat, kristallisieren sich die Konflikte zwischen akademischen Autoren und wissenschaftlichen Zeitschriftenverlegern im neunzehnten Jahrhundert immer wieder an der Frage, wie mit Sonderdrucken umzugehen sei: Auf wie viele Exemplare darf der Autor Anspruch erheben? Und welchen zeitlichen Abstand zur Erstpublikation muss er wahren, bevor er seine Exemplare in den Umlauf bringt? Fragen, die auch heute nicht an Brisanz verloren haben, wenn Wissenschaftsverlage die Anzahl der zirkulierenden digitalen „Sonderdrucke“ zu beschränken versuchen und eine mehrjährige Frist zwischen der Erstpublikation und der Veröffentlichung in offen zugänglichen Repositorien verlangen.

Auch in geisteswissenschaftlichen Disziplinen wie der Germanistik sind bereits in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Sonderdrucke üblich. Unter den Voraussetzungen der Druckkultur des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts ließ sich die Zirkulation der Sonderdrucke von Verlagsseite viel einfacher beschränken als heute. In



Mit Goethe grüßen: Sonderdruck von Wolfgang Preisendanz an Richard Brinkmann

Foto Deutsches Literaturarchiv

den Geisteswissenschaften wurden den Autoren wohl meist zwischen zwanzig und dreißig Exemplaren, gelegentlich sogar fünfzig Exemplare unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Für alle weiteren Exemplare musste der Autor selbst aufkommen. Ob Sonderdrucke schon deshalb ein knappes Gut waren, lässt sich aber nicht einfach beantworten.

Als Paul Feyerabend 1970 seinen Briefpartner Hans Albert um Verständnis dafür bittet, dass er aufgrund der Knappheit der Sonderdrucke keine Exemplare an Hans Lenk senden könne, wird das von Albert mit Unglauben quittiert: „Dass Du nur wenige Sonderdrucke verteilst, kann ein ganz fauler Trick sein (Werterhöhung durch geringes Angebot; die Leute reißen sich darum, bekommen aber nur was, wenn sie genügend kämpfen; dadurch zusätzliche Wertenerhöhung (Opfertheorie des Werts: wofür man geopfert hat, das wird hochgehalten . . . usw. usw.). Der Lenk ist ganz betrübt, dass er nie was bekommt.“

Weshalb war Hans Lenk betrübt? Wohl nicht, weil ihm auf diese Weise relevante wissenschaftstheoretische Einsichten vorenthalten wurden. Vielmehr handelt es sich bei den Sonderdrucken, wie Albert pointiert zur Geltung bringt, immer auch um Drucksachen, deren Wert nicht in ihrer epistemischen Funkti-

on aufgeht. Der Sonderdruck dient nicht nur der wissenschaftlichen Information, sondern auch der Kommunikation von persönlicher Verbundenheit und Wertschätzung im Modus einer heftförmigen Gabe. Der Gabencharakter des Sonderdrucks äußert sich vor allem in seiner Widmung; meist ein kurzer, mit Kugelschreiber, Füller oder Filzstift verfasster Gruß. Bei dem, der keinen Sonderdruck erhält, kann sich leicht das Gefühl einstellen, nicht begrüßt worden zu sein.

In vielen Fällen mutet der Sonderdruck wie eine überdimensionierte akademische Postkarte an. Auf ihm finden sich nicht selten Mitteilungen, die außerhalb eines akademischen Kommunikationsraums wohl tatsächlich auf einer Postkarte Platz gefunden hätten. So wird den Kollegen durch Aufschrift oder durch eine beigelegte Visitenkarte der berufliche oder persönliche Adressenwechsel mitgeteilt. Was wäre auch für einen Mediävisten standesgemäß, als einen frischen Sonderdruck aus den „Wolftram-Studien“ nutzen zu können, um dem einflussreichen Germanisten Brinkmann mitzuteilen: „Ich bin von Köln nach München umgezogen.“ Im Medium des Sonderdrucks werden auch Geburtstagsgrüße bestellt und, wie sich an Sonderdrucken von Hans Robert Jauf oder Hans Blumenberg beobachten lässt,

die besten Wünsche für den Jahreswechsel ausgerichtet.

Da der Gruß als soziale Geste dem Gegengruß verlangt und die Gabe früher oder später eine Gegengabe erwartet, wie Albrecht Schöne in einem Sonderdruck an Brinkmann formuliert, kann der Sonderdruck nur im Plural angemessen beobachtet werden. Als Jacob Taubes 1963 in einem Brief fordert, Hans Blumenberg möge ihm doch Sonderdrucke senden, damit er seine „Kollektion Blumenberg“ vervollständigen könne, stellt er deshalb gleich eigene Sonderdrucke als „Gegenleistung“ in Aussicht. Es ist diese Reziprozität des Gebens und Nehmens, die sich in der Kommunikation mit Sonderdrucken idealerweise einstellt und festere Formen der sozialen Verbundenheit zu stiften vermag.

So etabliert sich zwischen dem in Chicago ansässigen Theologen Hans Dieter Betz und dem in der Schweiz lehrenden Walter Burkert zwischen 1970 und 2008 ein regelmäßiger Austausch, in dem 35 Sonderdrucke von Betz übermitteln werden. Hier werden Gesprächsfäden weitergesponnen. Dass Autoren die Kommunikation mit Sonderdrucken sogar strategisch nutzen können, um intellektuelle Gruppenbildungen in ihrem Sinne zu steuern, ist bereits am Beispiel von Carl Schmitt gezeigt worden.

Wie sich dem Archiv von Burkert entnehmen lässt, wird der Sonderdruck

aber nicht nur genutzt, um langjährige Kontakte aufrechtzuerhalten, sondern auch, um solche aufzubauen. Burkert erhielt immer wieder Sonderdrucke von Nachwuchsforschern, die, wie sich den maschinenschriftlichen Anschreiben entnehmen lässt, das Medium nutzen, um ihre akademische Legitimität zu begründen und inhaltliche Interessenskongruenzen zu beglaubigen. Stellenweise gewinnt man sogar den Eindruck, dass Gelehrte wie Burkert gleichsam als innerdisziplinäres Registrierungsbüro fungierten, bei dem man sich wenigstens einmal mit einem Sonderdruck gemeldet haben musste, um fachliche Präsenz reklamieren zu dürfen. Das Sonderdruck-Archiv von Autoritäten wie Burkert wird hier zu einer papierenen Repräsentation der Gelehrtengemeinschaft. So auch bei Brinkmann, der von einem Absender gebeten wird, er möge den gerade übersandten Sonderdruck doch bald in die „Sammlung im schönen Schrank“ einfügen.

Aber nicht alle Sonderdrucke begnügen sich damit, in einem Schrank untergebracht zu werden. Manche drängen darauf, weitergereicht zu werden: Die Zirkulation von Sonderdrucken übernimmt nämlich immer wieder die Publikationsfunktion eines akademischen Verlagswesens, das bestimmte disziplinäre oder nationale Hindernisse der Wissenschaftskommunikation nicht zu überwinden vermag. So übersendet der italienische Philosoph Benedetto Croce dem deutschen Romanisten Karl Vossler 1933 einige Sonderdrucke eines Aufsatzes „für den Fall, dass er einige Gelehrte in Deutschland interessiert“, worauf Vossler in seinem Antwortbrief versichert, er werde die Sonderdrucke „gut zu verteilen suchen“.

Andere Sonderdrucke drängen sogar direkt auf den Schreibtisch des Empfängers. Sie wollen umgehend gelesen werden. Weil das Bedürfnis besteht, genau gelesen zu werden, versehen die Autoren von Sonderdrucken ihre Exemplare immer wieder mit lektüresteuernenden Anweisungen: Die Aufmerksamkeit des Empfängers wird dann auf bestimmte Stellen des Sonderdrucks gelenkt, gelegentlich verknüpft mit der Bitte um Zustimmung oder Widerspruch. Wie sich den Marbacher Beständen entnehmen lässt, haben die Empfänger diesen Ansinnen der Autoren in ganz unterschiedlichem Umfang entsprochen. Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht vor allem die Sonderdrucke aus dem Nachlass Reinhart Kosellecks, die, wie übrigens auch viele Bücher seiner Bibliothek, meist sehr intensiv mit dem Bleistift durchgearbeitet worden sind.

Wie sich an Kosellecks Nachlass nachvollziehen lässt, nehmen seit den siebziger Jahren die Fotokopien zu; sie werden als funktionale Äquivalente von Sonderdrucken verschickt. Obwohl die Kopien oft mit knappen handschriftlichen Widmungen versehen sind, ähneln sie doch sehr stark den anonymen Arbeitskopien, die den akademischen Alltag seit langem prägen. Sie reichen ästhetisch nicht an die Sonderdrucke heran, die häufig das unverwechselbare Gepräge des Verlags tragen: Die Sonderdrucke des Reclam-Verlags, die den Auftritt der kleinen gelben Bände sogar im Aufsatzformat imitieren, sind nur ein Beispiel.

Nicht jeder mochte sich damit abfinden, dass die von Büroklammern zusammengehaltenen Fotokopien den exklusiven Charakter des Sonderdrucks vollkommen einbüßen, weshalb sich in den Marbacher Beständen das eine oder andere selbstgemachte Sonderdruck-Imitat findet. Seit den siebziger Jahren muss wohl manche universitäre Hilfskraft mit der Aufgabe betraut worden sein, durch nachträgliches Falzen, Binden und Broschieren aus schönen Fotokopien beachtenswerte Sonderdruck-Broschüren zu basteln. Nicht selten mit zweifelhaftem Ergebnis.

Aber auch der fotokopierte Sonderdruck gehört nunmehr der Vergangenheit an: Er ist in den letzten Jahren dem sogenannten digitalen Sonderdruck gewichen, der als schmucklose PDF-Datei dem E-Mail-Verkehr angehängt wird. Die Zeiten sind also vorbei, da Sonderdrucke als heftförmige Statusobjekte und papierne Leistungsbeweise per Post verschickt oder auf Fachtagungen verteilt wurden. In Zukunft wird wohl niemand mehr ein Sonderdruck-Archiv aufbauen können, das, wie etwa dasjenige Gadamers, gedruckte Zusendungen von fast dreihundert Kollegen enthält.

Die Frage, ob es höflich ist, anderen Personen ungefragt eigene Arbeiten zuzusenden, wird aber bleiben. In einem Brief an Emmanuel Levinas bringt Jacques Derrida 1964 dieses Problem auf den Begriff. „Ich bin immer sehr unglücklich, wenn ich entscheiden muss, ob ich Sonderdrucke verschicken soll oder nicht – ob es freundlicher ist, es zu tun oder es zu unterlassen.“ Vielleicht sollte man in dieser Reflexion bereits einen Vorgriff auf Derridas spätere Überlegungen zur Logik der Gabe sehen. Die textuelle Gabe des Sonderdrucks verweist auf eine kleine Mediensoziologie intellektueller Reziprozität, die, ausgehend von den reichen Marbacher Beständen, erst noch zu schreiben ist. CARLOS SPOERHASE

H. G. Adler wird beleuchtet

## Zeuge des Grauens

In den vierzig Jahren seines britischen Exils wurde H. G. Adler, Opfer, Zeuge, Dichter und Erforscher des nationalsozialistischen Vernichtungsapparates, nur ein einziges Mal gebeten, an einer englischen Universität zu reden. Dreißig Jahre nach seinem Tod ist der Schriftsteller und Privatgelehrte, als der er sich bezeichnete, auch an britischen Hochschulen ein Gegenstand der Forschung, obwohl sein auch der breiteren deutschen Öffentlichkeit nicht hinlänglich bekanntes Werk nur teilweise übersetzt wurde und zahlreiche Manuskripte noch unveröffentlicht in seinem Nachlass liegen.

In London, wohin der 1910 in das deutschsprachig-jüdische Prager Milieu Franz Kafkas hineingeborene Adler 1947, knapp zwei Jahre nach seiner Befreiung aus einem Nebenlager von Buchenwald, auswanderte und wo er in unermüdlicher Arbeit den bereits Anfang 1942 bei der Deportation nach Theresienstadt gefassten Entschluss verwirklichte, das Erlebte literarisch und wissenschaftlich festzuhalten, hatten sich nun Forscher von beiden Seiten des Atlantiks versammelt, um unter dem Titel „Ein Modernist im Exil“ Aspekte seiner internationalen Rezeption zu beleuchten.

Seit seinem Tod verdankt sich diese in hohem Maße dem Einsatz seines Sohnes Jeremy Adler, des emeritierten Londoner Germanisten, Dichters und Romanciers, der nicht nur Nachlassverwalter, sondern auch Interpret des väterlichen Œuvres ist, und auf dessen Initiative die Veranstaltung stattfand. Wie Julia Creet (Toronto), Mitherausgeberin des unlängst veröffentlichten Essaybandes „H. G. Adler: Life, Literature, Legacy“, darlegte, hatte allerdings auch der Zufall bei der Rezeption seine Hand im Spiel. Wäre der Übersetzer Peter Filkins nicht in einer Buchhandlung auf „Eine Reise“ gestoßen, den ersten von drei autobiographisch getränkten Romanen Adlers, und hätte der Verleger von Random House, auf dessen Schreibtisch der Übersetzungsvorschlag nach sechs Jahren und mehr als vierzig Absagen schließlich landete, den Autor nicht als den Chronisten von Theresienstadt erkannt, dem W. G. Sebald in seinem Roman „Austerlitz“ ein Denkmal gesetzt hatte – dann müsste die angelsächsische Welt womöglich noch auf eine Übersetzung von Adlers belletristischen Büchern warten.

Dass sein 1955 veröffentlichtes Monumentalwerk über Theresienstadt erst jetzt auf Englisch erscheint, erklärt wohl, wie Lynn Wolff (Michigan) hervorhob, weshalb diese in ihrer Objektivität, Beobachtungsschärfe und Analyse bemerkenswerte Darstellung aller Facetten des Konzentrationslagers in der angelsächsischen Fachliteratur wenig Niederschlag gefunden hat, obwohl die Dokumentation als einer der Gründungstexte der Holocaust-Forschung gilt. Nikolaus Wachsmann (London) umriss in seinem Einleitungs-vortrag, einer Kürzest-Fassung seiner jüngst erschienenen Studie „KL: Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager“ (F.A.Z. vom 4. Mai), die Bedeutung der Methode und der Fragestellungen Adlers. Das spiegelte sich auch in der Vielfalt der Gesichtspunkte, die bei der Tagung erörtert wurden. Sie reichten von dem Wechselspiel zwischen der wissenschaftlichen Erforschung und der dichterischen Darstellung des Grauens (Kirstin Gywer, Oxford) über die suggestive Macht der sprachlichen Gestalt (Peter Filkins, Bard) und die symbolische Bedeutung der brieflichen Form in dem Roman „Die unsichtbare Wand“ (Julia Menzel, Lüneburg) bis hin zur Lyrik, deren technische Komplexität der Distanzierung von der widrigen Wirklichkeit diene (Katrin Kohl, Oxford) und den rechtsphilosophischen Überlegungen Olivier Jouanians (Paris) über Adler und die Rechtsverhältnisse in der Zwangsgemeinschaft.

Martin Swales (London) glaubt, dass der Exilschriftsteller in „Panorama“ die Tradition des Bildungsromanes beschwöre. Anthony Greville (London) plädierte in seinen Ausführungen über „England: Eindrücke eines Ahnungslosen“, einer Analyse, die Adler schon zwei Jahre nach seiner Ankunft verfasste, dafür, den Einfluss der Wahlheimat, insbesondere ihrer freiheitlichen Werte, vor lauter Beschäftigung mit dem Exildasein nicht zu übersehen. Besonders berührend waren die persönlichen Bekenntnisse von Peter Pulzer, dem Oxforder Antisemitismusforscher, über die Auswirkung der Entmenslichung des Lagerinfernos auf den Einzelnen, wie sie von Eugen Kogon, Primo Levi und Adler geschildert wurde.

Es kam, zumal in dem Referat von Ruth Vogel-Klein (Paris), die Abwehrhaltung der frühen Bundesrepublik gegen die Darstellung der Verbrechen des Hitler-Regimes zur Sprache. Sie erschwerte Adlers Anliegen, den Toten ein Denkmal zu setzen und, wie er selber formulierte, der Welt zu zeigen, dass sich „sogar aus diesem letzten Dunkel etwas gestalten lässt, das Licht sein darf“. Michael Schaich (London) wies allerdings in seiner Betrachtung von Adlers 1960 veröffentlichtem Essay „Die Juden in Deutschland“ nach, dass unter anderen die Nachtstudios der Rundfunkprogramme, in denen Adler ein häufiger Gast war, sich gegen diese Abwehr stemmten. Adlers Rezeption, das bekräftigte die Tagung, wirft ein grelles Licht auf den Umgang mit der Vergangenheit. GINA THOMAS

Karol Wojtyła / Johannes Paul II. als phänomenologischer Philosoph

## Person, Tat, Gewissen und Freiheit

In seiner Antrittszyklika „Redemptor Hominis“ schrieb Papst Johannes Paul II. 1979, das „tiefe Staunen über den Mensch – Zur Philosophie Karol Wojtyłas. Hrsg. von Christoph Böhr und Christian Schmitz, Berliner Wissenschafts-Verlag 2016).

Tatsächlich blieb „Redemptor Hominis“ nicht die einzige Zyklika dieses Pontifikats, die sich philosophische Begründungen angelegen sein ließ. Habilitiert wurde Wojtyła 1954 in Lublin mit der Arbeit „Beurteilung der Rekonstruktionsmöglichkeiten einer christlichen Ethik auf der Basis der Voraussetzungen des ethischen Systems“, es handelte sich vor allem um eine Auseinandersetzung mit der Philosophie Max Schelers. Aber auch von der genuin polnischen Phänomenologie Roman Ingardens wurde er geprägt. Die Person und ihre Freiheit stehen im Mittelpunkt seines Denkens. Darum die eigentümliche Stellung der „Tat“ – nicht im Sinne

Fausts, dass sie den absoluten Anfang bilden würde, vielmehr als Voraussetzung des Gewissens, das erst durch die Handlung zum Vorschein kommt. Insofern ist die Freiheit auch wieder gebunden: „Die Abhängigkeit von der Wahrheit bestimmt die Grenze der für die menschliche Person charakteristischen Autonomie.“ Man erkennt, dass diese Philosophie mehrschichtig ist, sie bedient sich, wie Böhr darlegt, ebenso sehr einer scholastischen wie einer phänomenologischen Terminologie. Das Staunen, das Platon an den Anfang der Philosophie setzte, war bei Wojtyła ein Staunen über die unermesslichen Implikationen der Person. L.J.